Duits

Examen VWO

Voorbereidend
Wetenschappelijk
Onderwijs

20**00**

Tijdvak 1
Donderdag 18 mei
9.00 – 11.30 uur

Tekstboekje

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

Tekst 1

Der Dichter und sein Richter

1 Mit Witz und Würze werben Holländer nicht nur für Tomaten und Käse, sondern auch für ihre Bücher, wohl wissend, daß es einiger Überzeugungskunst bedarf, um Marktanteile zu erhalten. Nun aber scheint es, als würden Leser niederländischer Literatur auch mal an der Nase herumgeführt, schlechte Bücher aus Holland vielleicht nur deshalb verkauft, weil sie dank begnadeter Übersetzer lesbar gemacht werden. Ein literarisches Polder-Modell also?

2 Arjan Peters, Literaturkritiker der einflußreichen Tageszeitung *De Volkskrant*, ist über Nacht berühmt geworden, denn er hat die Glaubwürdigkeit der literarischen Kritik im Land radikal in Frage gestellt. Schrieb er in seinem Blatt süffisante und vernichtende Kritiken, wurden dieselben Werke von ihm in *Six Books* und *Nieuwsbrief* – herausgegeben von einem Literaturfonds, der die Verbreitung der niederländischen und friesischen Literatur fördern soll – mit flotten Sprüchen bejubelt. Schließlich sei *Six Books*, so Rudi Wester, Direktorin des Fonds, ein literarisches Werbeblatt, das ausländischen Verlegern „Appetit auf unsere Autoren machen soll". Als wohltätige Institution versteht sich der Fonds nicht, eher als Makler, der erfolgsverdächtige Bücher in den internationalen Markt drücken will. Die Namen der Opfer des ins Schlaglicht geratenen Kritikers sind prominent, und die Liste ist lang. Auch die im deutschsprachigen Raum bekannten Autoren Leon de Winter, Renate Dorrestein, Tessa de Loo, Adriaan Morriën und der sprachgewaltige Flame Hugo Claus zählen dazu. Mörings Buch *Babylon* wurde von Peters im *Volkskrant* als „hoffnungslos im Anspruch gestrandet" verrissen, im Blatt des Literaturfonds hingegen als „appetitlich aufgetischt" bejubelt. Über das auch in Deutschland erfolgreiche Buch *Die Zwillinge* von Tessa de Loo urteilte Peters im *Volkskrant*, „eine dumme Darbietung, die an der wirklichen Problematik vorbeigeht". In *Six Books* lobt er den Bestseller hingegen als „eine große Erzählung". Peters' alter Freund und Schriftsteller Joost Zwagerman äußert sich enttäuscht: „Was Peters schreibt, sind keine Kritiken – das ist Vandalismus."

3 Joost Zwagerman war es auch, der Peters auf die Schliche gekommen ist. Peters bescheinigte Zwagermans letztem Werk in *Six Books* ein „Gefühl für Humor" und einen angenehm leichten Stil. Drei Tage später hatte der *Volkskrant*-Kritiker scheinbar plötzlich ein ganz anderes Buch gelesen, denn nun war der Roman ein „Debakel". Für Zwagerman war dies ein Anlaß, der Sache auf den Grund zu gehen, und siehe da, diese Kritiken hatten Methode, und Holland war um eine Literaturaffäre reicher. Gespickt mit zahlreichen Beispielen des doppelzüngigen Amsterdamer Literaturkritikers, wurde der Skandal von der Wochenzeitung *Vrij Nederland* öffentlich gemacht. „Natürlich", so Rudi Wester, „jeder Literaturkritiker muß sich den unterschiedlichen Kunden anpassen. Für unseren Zweck mußte Peters Texte schreiben, die einen objektiven, werbenden und positiven Charakter haben."

4 So ist es nicht verwunderlich, daß sich hartnäkkig die Legende hält, Bestsellerautoren wie Harry Mulisch, Cees Nooteboom, der das klebrige Etikett des Reiseschriftstellers losgeworden ist, oder Leon de Winter würden sich auf deutsch besser lesen als im Original. Rudi Wester: „Deutsche Übersetzer übertragen eine sprachliche Stufe höher, sie sind literarischer als wir es je waren, da sie auf eine große literarische Tradition bauen können, die sich mit der niederländischen nicht vergleichen läßt. Außerdem haben Deutsche ein anderes Sprachgefühl, sie finden das Holländische etwas platt."

5 Weil Peters sowohl der Glaubwürdigkeit der Tageszeitung als auch der niederländischen Literaturkritik geschadet hat, wählte man eine für Holland typische Kompromißlösung: Mit dem Rezensenten wurde ein „sehr ernstes Wort" geredet, und er wurde zu einem Schreibverbot verdonnert: für zwei Monate. Er bleibt jedoch Jurymitglied des renommierten Libris-Preises für niederländische Literatur.

SIGGI WEIDEMANN

Süddeutsche Zeitung, 14./15.3.1998

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

Tekst 2

Das Kartell der Heuchler

VON THOMAS KISTNER

1 Sportinteressierte, das sind nicht gerade wenige im Land, darf kaum erschüttern, wie nun die 85. Tour de France zu Grabe fährt, ja, daß sie fast schon ganz verscharrt ist unter dem Berg aus Pillenschachteln, Hormonampullen und Spritzbestecken. Denn Doping ist kein Spuk im Beiprogramm des Spitzensports. Dafür ist viel zu viel passiert, gibt es zu viele Geständnisse, Gerichtsurteile und prominente Sünder.

2 Trotzdem wird fleißig verdrängt, daß die künstliche Muskelmast ein wesentliches Element des modernen Spitzensports ist. Doping sorgte dafür, daß die winzige DDR bei Olympischen Spielen sogar die Großmacht USA düpieren konnte. Das Trauma hat sich dem Weltsport eingebrannt, erst recht, nachdem mit der Mauer der Mythos des Sportwunders gefallen war. Im Staatsplanthema 14.25 hatten Honeckers Genossen die hormonelle Aufzucht fast aller Athleten befohlen. Na und? Hat kaum gestört. Mit Hilfe exorzistischer Versöhnungsrituale wurden Täter und Opfer gleich wieder zusammengespannt zum Wohle der neuen nationalen Sportmacht. Nur, weil damals auch an Minderjährigen faustisch manipuliert wurde, halten Berliner Gerichte noch die Erinnerung an das peinliche Thema DDR-Staatsdoping wach.

3 Der Sport und seine Sachwalter fühlen sich ganz wohl im ethischen Vakuum. Hier hört, sieht, sagt und tut keiner was. Das ist natürlich Heuchelei, diese wird aber ebenso großzügig vom Staat gefördert wie die Leistung der nationalen Athleten, die sich Wettbewerben in Lug und Trug stellen müssen. Ein Spiel ist in diesem Gewerbe nur noch die Unwissenheit der Funktionäre. Doch anderes kennen die nicht, sie kriegen es so vorgelebt von der höchsten Instanz des Weltsports.

4 Den Hormonbetrug könnte niemand besser eindämmen als das Internationale Olympische Komitee (IOC). Das Gremium vergibt die Olympiade, daraus leitet es eine globale Führungsrolle ab. Nur hat es diese Rolle im Kampf gegen Doping nie ausgeübt. Das IOC könnte mit seinen Milliarden eine unabhängige Institution schaffen, deren Kontrollen – besonders im Training – sich jedes Land unterwerfen muß, das bei Olympia starten will. Wer sich weigert wie die Radfahrer, der schaut eben zu. Ein Grund aber spricht gegen ein allzu profundes Modell der Bekämpfung von Doping: Geld.

5 Die Industrie gängelt den Sport seit Anfang der achtziger Jahre. Damals bestieg Juan Antonio Samaranch den IOC-Thron dank Adidas-Chef Horst Dassler; bald gestaltete er den Zirkel der Ringemakler (und die Fachverbände) nach dem Gusto der Großindustrie um. So wurde das IOC die Keimzelle eines Kommerzkartells, das den Sport von der sozialen in eine anarchisch-freie Marktwirtschaft überführt. „Absahnen und abhauen“ lautet die Devise der Geldgeber. Die Wirtschaft will nicht erziehen, fördern, unterhalten, sie will Geld machen mit Siegern. Still akzeptiert sie dafür auch Doping, schon wegen der Fabelrekorde. Bloß ertappte Betrüger braucht sie nicht, so wenig wie Verlierer.

6 Nur noch grotesk war es, als Samaranch noch während der Tour de France stolz vom „goldenen Zeitalter des Sports“ faselte. Als sich dann alles zuspitzte, hat er gar erstmals versucht, den Profisport offen in die Gladiatorenzukunft zu lenken. Leistungssteigernde Mittel, die nicht der Gesundheit schaden, sind für ihn kein Doping und gehörten von der Verbotsliste gestrichen, sagte er – ein Aufruf zum Leistungsbetrug, mit dem er die Stimmung zu kippen versuchte. Noch war der Widerstand gewaltig, der Chefolympier geriet in Erklärungsnot. Dabei erklärt ja sein Vorstoß alles, er katapultiert den Sport endgültig in die Moralkrise: Künstliche Leistungshilfe ist erwünscht im Olymp, solange es keine Kranken und Toten gibt (Blutverdicker EPO, der Hit bei den Radprofis, hat schon 19 Todesopfer gefordert). Denn wenn es Wirbel gibt, werden die Werbepartner nervös. Also versucht Samaranch, ein Bankenboß aus Barcelona, der Gesellschaft weiszumachen, es könne nebenwirkungsfreie Arzneien geben, die man getrost gesunden jungen Menschen verfüttern dürfe. Nicht nur am Sittenbild der olympischen Geldfamilie zeigt sich das Drogendilemma des Sports. Auch der Staat erliegt dem Reiz der begnadeten Körper. Zwar muß er die Gesellschaft schützen vor jeder Art von Drogenkultur. Andererseits aber hat das nationale Selbstgefühl beständig Konjunktur, und die hängt hauptsächlich vom Erfolg im Sport ab. Nationale Vergleiche anderer Art sind weniger populär und meßbar.

7 Also hält, während sich Kanzler Kohl die Auftritte mit Fußballern und Tennishelden reserviert, Innenminister Manfred Kanther die übrigen Sparten mit Fördermillionen auf Trab. Und mit markigen Worten: Medaillen, so erklärte er nach Atlanta 1996, seien „Ausweis des Leistungsvermögens eines Volkes“ – von fern tönt der Staatssozialismus. Weil Sponsoreneinfluß als Druckmittel hinzukommt, ist es lächerlich, wenn braven Funktionären die Kontrolle über die Spielregeln aufgehalst wird. Trotz des Wissens um systematische Dopingzwänge ließen viele Staaten zu, daß der Sport Grauzonen bildete, in denen die eigenen Gesetze nichts gelten. Die Füchse bewachen den Hühnerstall.

8 Das konnte und kann nicht gutgehen. Nicht in Frankreich, wo Doping unters Strafrecht fällt. Ungerührt hat die Justiz eine hilflose Sportwelt aus den Angeln gehoben. Daß ausgerechnet bei dieser Tour nicht ein einziger Profi beim Dopingtest durchfiel, war besonders peinlich, denn die Polizei machte fette Beute: Hormonmittel und Geständnisse von Spitzenfahrern zuhauf – wer braucht da noch Kontrollen, die nur dazu dienen, das Bild eines schönen sauberen Sports vorzugaukeln? In Deutschland, das sich gern als Hort der Reinheit gibt, hätte das große Aufräumen in dieser Form gar nicht stattfinden können. Hier ist es schon ein Gewinn, daß das Arzneimittelgesetz novelliert wurde und nun eine Handhabe gegen Doping ermöglicht. Es ist verboten, Arznei für Dopingzwecke weiterzureichen oder ärztlich zu verordnen: Strafmaß zwei Jahre.

9 Es gibt da noch eine andere Gefahr für das Dopingsystem: mündige Athleten. Doch im Radsport fehlen sie noch. Kein Profi hat sich empört über die Geständnisse der Kollegen, die ihm ja – vollgestopft mit Drogen – Titel und Prämien stahlen. Vielmehr haben alle gegen die Ermittler protestiert, die ihre Apotheken ausräumten, und per Redeboykott gegen die bösen, bösen Medien. Entlarvend, das Schweigen der Lemminge.

Süddeutsche Zeitung, 1./2.8.1998

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

Tekst 3

Die Nachfahren des Baron Münchhausen

Von Thomas Saum-Aldehoff

Manche Menschen sammeln Briefmarken, andere sammeln Lügen. Bella DePaulo und ihre Kollegen trugen binnen zwei Wochen 1500 Lügen zusammen. Das ist nun aber keineswegs guinnessbuchverdächtig, sondern eine __20__ Alltagsausbeute. Die Sozialpsychologen von der US-Universität Virginia hatten 150 Normalverbraucher 14 Tage lang über ihre kleinen und großen Unaufrichtigkeiten Protokoll führen lassen. Ähnlich dem Fahrtenbuch für ertappte Verkehrssünder legten sie ein persönliches Lügenbuch an, in das sie gewissenhaft die Begegnungen und Gespräche des Tages eintrugen – samt den Schwindeleien, die sie sich dabei leisteten.

Das Resultat: In jedem vierten mindestens zehnminütigen Beisammensein wurde gelogen. Hochgerechnet macht das pro Durchschnittsflunkerer die stattliche Ausbeute von ein bis zwei Lügen pro Tag. Münchhausen kann stolz sein auf seine Nachfahren, zumal 70 Prozent der Versuchslügner nicht einmal __21__. Gaben sie doch zu Protokoll, daß sie in ähnlichen Situationen auch künftig nicht vor kleinen Unwahrheiten zurückschrecken würden.

Auch zeigten sich die überführten Alltagslügner keineswegs überrascht von der eigenen Unaufrichtigkeit. Uns allen ist __22__, daß wir bisweilen die Wahrheit zurechtbiegen. Warum auch nicht, denn andere, so glauben wir zu wissen, sind schließlich noch größere Lügner. Das schlechteste Image in dieser Hinsicht hat die Boulevard-presse, wie der britische Lügenforscher Peter Robinson ermittelte. Es folgen Werbung, Politiker und Regierungen. Wissenschaftlern und Pfarrern trauten die Befragten noch am ehesten über den Weg. __23__, so Robinson, vertrauen wir unseren Angehörigen und Freunden. 77 Prozent der Interviewten waren überzeugt, daß ihr „bester Freund“ sie nie und nimmer anlügen würde, 69 Prozent glaubten dies auch von „guten Freunden“ – und immerhin noch 60 Prozent empfanden den Kreis der Familie als lügenfreie Zone.

Ist also unser engstes Umfeld eine Insel der Aufrichtigkeit im Ozean der Täuschung, der uns umgibt? __24__. Zwar hat die Forschung festgestellt, daß tatsächlich um so seltener gelogen wird, je näher die beiden Gesprächspartner einander stehen. Doch wie sich herausstellte, wird auch in der Familie und unter Freunden geflunkert, werden häßliche Wahrheiten unter der Decke gehalten.

Die Lügenforscher stehen also vor einem Paradox: Einerseits wissen Menschen recht genau, wie häufig sie selbst sogar nahestehende Menschen belügen – andererseits glauben sie, daß sie ihrerseits von guten Freunden nicht belogen werden. Jeannette Schmid, Psychologin an der Universität Heidelberg, hat sich mit diesem Widerspruch auseinandergesetzt. Einen der Gründe sieht sie in einer Marotte unseres Seelenapparats: Wir neigen dazu, zwischenmenschliche Nähe und Ehrlichkeit __25__. Wie man aus Experimenten weiß, sind wir eher bereit, einem Menschen Glauben zu schenken, wenn dieser uns etwas sehr Privates und Intimes anvertraut. Schmid sieht hier eine Art „Norm der Gegenseitigkeit“ am Werk: „Dieser Mensch vertraut mir, denn er teilt mir etwas mit, was ihn verletzlich macht. Also muß ich ihm gefälligst auch etwas Vertrauen entgegenbringen.“ __26__, so die Expertin für Sozial- und Gerichtspsychologie, denn „tatsächlich hat die Intimität einer Botschaft rein gar nichts mit ihrem Wahrheitsgehalt zu tun.“

Doch selbst wenn man es kaltschnäuzig übers Herz bringt, nach einer bewegenden Beichte seines Gegenübers skeptisch nachzufragen, ist es gar nicht so leicht, dessen mutmaßliches Lügengeflecht zu enttarnen. Menschen sind nämlich von

Ritt auf der Kanonenkugel: Die Lüge fasziniert die Menschen seit jeher, wie die Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen zeigen. Das über 200 Jahre alte Buch lieferte auch die Vorlage für Hans Albers im Film „Münchhausen“.

Natur aus schlechte Lügendetektoren. Die Trefferquote im experimentellen Lügenerkennen liegt meist nur knapp über dem Zufallsniveau. Das hängt auch damit zusammen, daß der mutmaßliche Lügner seine Strategie vertuscht, weiß Jeannette Schmid: „Kommt unser Gegenüber auf den Gedanken, daß seine __27__ auf dem Prüfstand steht, kann er die Rückfrage, die wir stellen, als Feedback nutzen und seine Darstellung nach Kräften plausibler machen.“

Andere Lügen unter einander nahestehenden Menschen haben den Zweck, Konflikten aus dem Wege zu gehen, indem man Meinungsverschiedenheiten zudeckt. Oft muß man nicht gleich lügen, um eine Situation zu retten. Eine Forschergruppe um Janet Beavin Bavelas aus dem kanadischen Viktoria analysierte, zu welchen Ausflüchten Menschen __28__ greifen. Was um Himmels willen sagt man zum Beispiel einer vom Stolz geblendeten Mutter, die einen freudestrahlend auffordert, ihr ausnehmend häßliches Baby zu bewundern? Hier kann der galante Schwindler von Welt sein ganzes Können unter Beweis stellen. Das Repertoire reicht von der unverblümten Notlüge („Ein wirklich hübsches Kerlchen!“) über gewagte Doppeldeutigkeiten („Ganz die Mama!“) bis hin zu filigranen Ablenkungen („Kleine Kinder sind schon etwas Erstaunliches“).

Skrupelhafte Heuchler machen sich in solchen Situationen __29__ zunutze, weiß Jeannette Schmid: „Lautet die Frage ‚Hast du noch Kontakt zu Philipp?‘ und die Antwort wahrheitsgemäß ‚Den habe ich schon seit Monaten nicht mehr gesehen‘, so kann sich dahinter die Tatsache verbergen, daß der Angesprochene sehr wohl noch am Vorabend mit Philipp telefoniert hat.“

Manche Forscher und vielleicht auch die Gesellschaft insgesamt sehen die Lüge heute nicht mehr ganz so moralisch wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Die Heidelberger Psychologin stellt fest, das Bild des Lügners habe sich „vom bösartigen, kranken oder wenigstens fehlentwickelten Manipulator zu dem vom Kommunikator gewandelt, der versucht, seine Mittel optimal einzusetzen, um einen falschen Eindruck beim Gegenüber zu erzielen – ohne dabei dem anderen unbedingt Schaden zufügen zu wollen.“ Anders als wirklich üble Lügenvarianten wie Verrat und Denunziation seien „Täuschen, Schwindeln, Beschönigen, Übertreiben ganz __30__ Formen der Kommunikation“.

Frankfurter Rundschau, 28.3.1998

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

Tekst 4

Charles ist nicht Leopold und außerdem König

Fünfzig Kilogramm Mauerwerk stemmte eine italienische Aristokratin unlängst ins Dorotheum nach Wien. Messend 67 mal achtzig Zentimeter, im alten geschnitzten Holzrahmen. Man nahm das Kunstwerk an, identifizierte es als Idealbildnis des österreichischen Kaisers Leopold I. mit Lorbeerkranz, schrieb es einem Nachfolger eines Jan Thomas (1640 – 1705) zu, übersah den Hinweis „From St. George's Hall" auf der Rückseite, ignorierte jenen auf einen möglichen englischen Monarchen und versah es mit einer Taxe von 25 000 bis 30 000 Schilling, höchstens rund 4500 Mark. Durchaus bemerkenswert war es dann, daß das Gemälde – „möglicherweise Ausschnitt aus einem großen Wandgemälde", hatte schon der Katalog vermutet – in der Altmeister-Auktion für 100 000 Schilling zugeschlagen wurde: Seither darf sich ein englischer Händler brüsten, ein Porträt König Charles' II. entdeckt zu haben. Unbotmäßig endlich war, wie man jetzt weiß, einst der Architekt gewesen, der jenen Arbeitern in die Spitzhacke fiel, die George IV. angewiesen hatte, das Deckengemälde Antonio Verrios aus dem 17. Jahrhundert in St. George's Hall von Windsor Castle zu zerhacken, einschließlich des Konterfeis seines Vorgängers im Zentralstück. Inzwischen hat auch eine englische Expertin Leopold als Charles identifiziert. Und Philip Mould, der siegreiche Händler, stellt sich nun kühn 300 000 Pfund vor für fünfzig Kilogramm Mauerwerk.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.5.1996

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

Tekst 5

Von der Erfindung des Zuhause

Die heilige Familie: John Gillis verwandelt einen langgehegten Mythos in Geschichte

1 Es sieht nicht gut aus für die Familie: Die Zahl der Einpersonenhaushalte steigt, in manchen Großstädten liegt sie bereits bei über fünfzig Prozent. Ebenso wächst die Zahl der Kinder, die bei einem alleinerziehenden Elternteil leben. Eine Glückwunschkarte zur Scheidung, die 1970 auf den Markt kam, wollte damals niemand kaufen. Heute ist sie ein Verkaufsschlager. Trotzdem ist der Mythos von Ehe und Familie in der westlichen Hemisphäre ungebrochen. Wenn Linda de Mol zur Traumhochzeit bittet, schauen Millionen zu. Der Großteil der Sitcoms, die rund um die Uhr gesendet werden, kennt nur ein Thema: Familie.

Familienbande, Familiensitte – und die Kanne in der Mitte Foto Barbara Klemm

2 John R. Gillis, Professor für Geschichte in Princeton und Berkeley und selbst Familienvater, geht in seinem Buch dieser eigentümlichen Diskrepanz zwischen Realität und Mythos nach. Getreu der Forderung von Roland Barthes, Mythen in Geschichte zu verwandeln, zeigt Gillis, wie historisch oder unhistorisch unsere Vorstellungen von Familie sind. Es fängt damit an, daß Gillis mit der scheinbar selbstverständlichen Annahme, Familien hätten eine Geschichte, aufräumt. Tatsächlich begann erst die Mittelschicht des neunzehnten Jahrhunderts, Genealogien aufzustellen und die Familiengeschichte aufzuschreiben.

3 Ähnlich rigoros vertreibt Gillis liebgewonnene Träume von der alten Großfamilie. In Wahrheit bedingte eine hohe Sterblichkeit häufige Schwangerschaften, und um die vielen Kinder konnten sich die leiblichen Eltern kaum kümmern. In England waren Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mehr als ein Viertel aller Jungen im Alter von fünfzehn Jahren vaterlos, für das Europa des Späten Mittelalters nimmt man heute an, daß bis zu drei Viertel der Bevölkerung einen Teil ihrer Kindheit und Jugend nicht bei den eigenen Eltern verbrachten. Charles Dickens' Romane schildern nicht das schrecklich Außergewöhnliche, sondern die Normalität.

4 Das Zuhause, mit dem wir Deutsche das unübersetzbare Wort der Gemütlichkeit verbinden, ist ebenfalls eine recht neue Einrichtung. Über viele Jahrhunderte hinweg lebten Familien in Haushalten, die auch Knechte, Mägde und Gäste umfaßten. Haushalte waren komplexe ökonomische, soziale und kulturelle Institutionen, die, von einem Hausvater geführt, das gemeinschaftliche Leben organisierten. Bevor Nationen und Fabriken die europäischen Gesellschaften neu strukturierten, bildete der gottesfürchtige Haushalt die Grundlage des christlichen Abendlandes. In der symbolischen Ordnung des Hauses spiegelte sich die christliche Ordnung der Welt.

5 Über die Umwälzungskraft von Reformation, Bevölkerungswachstum, politischer und industrieller Revolution, kurz über den Auftritt der Moderne in der Geschichte, ist viel geschrieben worden, und Gillis setzt dem nichts Neues hinzu. Daß die Bevölkerungszunahme auf das Heiratsalter wie die Kinderzahl unmittelbaren Einfluß hatte, ist ebenso bekannt wie die Veränderung von Sexualität durch die Säkularisierung. Gillis' Stärke liegt in der Beschreibung des familiären Innenlebens, der Brüche in den Mentalitäten und Imaginationen. Das Kapitel über die selbstgeschaffene Familienwelt der Viktorianer gehört sicher zu den besten. Mit zahlreichen zeitgenössischen Dokumenten, Brief- und Tagebuchauszügen und nicht zuletzt mit dem präzisen Blick englischsprachiger Historiker für die Bedeutung der Religion und religiöser Organisationen erzählt Gillis, wie das mythenträchtige „home, sweet home" entstand. Das neue Heim verwandelte sich in eine verzauberte Welt, bevölkert mit Familienporträts und Erinnerungsstücken. Die Familie stellt sich selbst zur Schau.

6 Die Mütter nahmen in dieser Familie den zentralen Platz ein und drängten die Väter an den Rand. Die Trennung von Haus und Arbeit machte aus dem *pater familias* nicht nur den Fabrikarbeiter, sondern auch den Ehemann. Zum Reich der Frau ward nun das Heim erkoren, während dem Mann die Rolle des Ernährers zufiel.

7 Aber auch die Liebe selbst änderte ihr Gesicht. Jahrhundertelang, hält Gillis fest, war die eheliche Liebe eher gefürchtet denn gesucht, eher flüchtig erachtet denn bis zum Lebensende vorgesehen. Hochzeiten waren Feiertage der Gemeinschaft, des Dorfes, der beteiligten Familien, nicht der Ehe oder

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

des Paares. Die Traumhochzeit in Weiß ist dagegen eine recht junge Vorstellung, die sich erst in Amerika und Europa im Spätviktorianismus auszubreiten begann. Heute ist die romantische Liebe zum nahezu ausschließlichen Maßstab der Ehe geworden, an der Liebe haben sich alle Beziehungen zu messen, sie ist das Elixier des perfekten Paares.

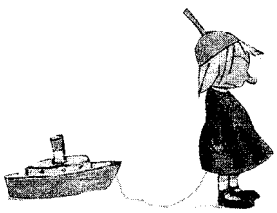
8 Was bleibt von der Familie? Nach Gillis eine historische Vielgestaltigkeit von Beziehungen, die nur mit Gewalt in eine Form zu pressen wären. Sein Buch plädiert dafür, diese Pluralität zu akzeptieren. Aber Gillis ist uns die Erklärung schuldig geblieben, die schon Roland Barthes umgetrieben hat: Warum ist der Mythos so mächtig? Wenn bei der Lektüre seines Buches die Maßstäbe und Werte, die man gemeinhin mit Familie in Verbindung bringt, unter der Hand zerrinnen, dann nickt der aufgeklärte Leser und schaut auf die Uhr, um die neueste Folge von „Marienhof“ oder der „Lindenstraße“ nicht zu verpassen. Ob gute oder schlechte Zeiten, in der Ehe und Familie soll mehr denn je die Liebe fürs Leben ihre Erfüllung und Organisation finden. Gerade weil die Seifenopern gar keine heile Welt vorspielen, wecken sie die Sehnsüchte nach der intakten Familie, die mit einem bißchen Glück und gutem Willen doch für jeden zu erreichen sei. Ist dem Mythos Familie womöglich mit Geschichte gar nicht beizukommen?

John R. Gillis: „Mythos Familie“. Auf der Suche nach der eigenen Lebensform. Aus dem Amerikanischen von Sonja Hauser. Verlag Beltz Quadriga, Weinheim 1997. 460 S., geb., 48,- DM.

Michael Wildt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.10.1997

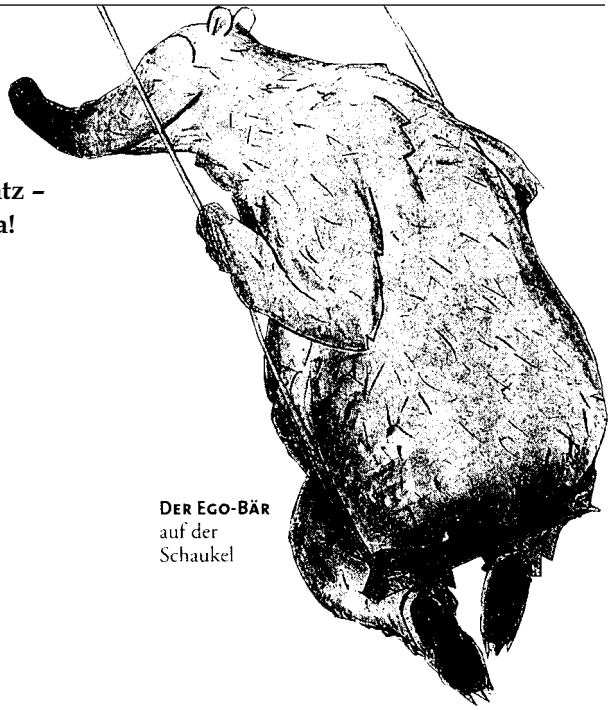
Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

8. Oktober 1998 DIE ZEIT Nr. 42 KINDER- & JUGENDBUCH



Verklärter Bär

Panik auf dem Spielplatz – der neue Erlbruch ist da!



Der Ego-Bär auf der Schaukel

Der neue Erlbruch ist da! Na bitte. Steht ja bereits groß obendrüber, und bedarf's der Worte mehr? *Der Bär auf dem Spielplatz* heißt das Büchlein, und das ist eigentlich auch schon die ganze Geschichte, die der Holländer Dolf Verroen geschrieben hat. Und dazu Wolf Erlbruchs Bären-Physiognomien: der spiellüsterne, der auf der Rutsche entfesselte, der schaukelverklärte, der eiscremegierige, der schwebebalkenbange Bär … Mit seinen milden Stiften und Kreiden entfaltet der Bilderbuchzauberer aus Wuppertal die ganze pralle Lust des spielenden Bären, Ursus ludens, mit Verroens berühmtem Landsmann Johan Huizinga zu sprechen … obwohl.

Obwohl: Dolf Verroen, Jahrgang 1928 und über sechzig Kinderbücher (laut Klappentext) – seine Erzählung ist reichlich schlicht geraten. Die Geschichte vom Bären, der mit seinem ewigen „Ich bin dran!", mit seinem überhaupt ganz ursuspatorischen Gehabe den Spielplatz terrorisiert und die Kinder quält, und der dann doch merkt, daß er sie braucht, will er zum Beispiel die Freuden des Wippens kosten … also, spielen heißt mitspielen, na schön. Und am Ende nehmen die Kinder ihren neuen dicken Freund sogar vor den besorgten Eltern in Schutz, na gut. Eine irgendwie runde, lustige, charmante kleine Fabel ist das nicht.

Doch da sind eben Erlbruchs Bilder. Sie allein erzählen die Geschichte, die vielleicht auch Verroen erzählen will, die fesselnde Geschichte von der Entfesselung des Bären-Ichs, des großen, allergrößten Ichs, Narcissus maximus. Und wie er zum Schluß ganz sanft und zahm wird und die Kinder auf sich herumturnen läßt, nicht mehr Ich, nur noch Bär.

Kurioser Kunstgriff, und das ist die eigentliche Moral von der Geschichte: Im Spiegel der eher stillen, leicht verdrossenen und eingeschüchterten Kinderfiguren enthüllt Erlbruch die wahre, die rauschhaft egomane Natur des ewig verbrummten, verquengelten Tiers. Die Kinder sehen sich selbst, überlebensgroß und reichlich haarig: Der Bär im Kinde, das Kind im Bären …

Genug, genug. Genug gesagt, und wie gesagt: Der neue Erlbruch ist da!

Benedikt Erenz

Dolf Verroen / Wolf Erlbruch (Ill.):
Der Bär auf dem Spielplatz
Aus dem Niederländischen von Marcel Glück; Verlag Beltz & Gelberg, Weinheim 1998; n.p., 19,80 DM

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.

Tekst 7

„Hier bin ich Mann, hier darf ich's sein!"

Das Männerterritorium Kneipe, ein Hort der Geselligkeit / Von Dorothea Keuler

1 Ich war Anfang Zwanzig, als ich lernte, allein in eine Kneipe zu gehen, wenn mir in meiner Studentenbude die Decke auf den Kopf fiel. Es war ein hartes Training und grenzte an Schizophrenie. Ich wollte unter Menschen sein, mich nett unterhalten, neue Leute kennenlernen, mußte gleichzeitig aber genügend Stacheln ausfahren, damit nur ja keiner auf falsche Gedanken käme. Es erforderte einige Ausdauer, bis ich die üblichen Klischees über die Gründe weiblicher Alleingänge ins Männerterritorium der Kneipe am Tresen ausgestanden hatte und als Stammgast akzeptiert war.

2 Wenn Frauen in die Kneipe gehen – und sie tun es heute öfter und zahlreicher als früher –, dann kommen sie zu zweit oder in männlicher Begleitung, in Gruppen, aber nur selten allein, und dann verstecken sie sich meist hinter einer Zeitschrift. Man merkt ihnen ihr Unbehagen an. Anders die Männer: Sie sitzen am Tresen, jeder sein Bierchen vor sich, und lösen Finanzprobleme (nicht die eigenen, sondern die des Finanzministers). Sie reformieren die Gesundheitsreform, stellen den Kanzlerkandidaten auf, reduzieren die Arbeitslosigkeit. Nebenbei redet man sich auch den Ärger im Beruf von der Seele oder die Probleme mit der Familie. Was wäre Mann ohne sein Feierabendbier in der Kneipe? Hier bin ich Mann, hier darf ich's sein! Keine Ehefrau liegt einem in den Ohren, man solle jetzt endlich den Müll runtertragen; keine Freundin verbietet einem, im Stehen zu pinkeln.

3 Nicht immer ist das Gasthaus ein Hort männerbündischer Geselligkeit gewesen. Die Politologin Beatrix Beneder rekonstruiert die Geschichte der Gasthauskultur als einen kontinuierlichen Vermännlichungsprozeß. Die mittelalterliche Kneipengeselligkeit spielte sich in fröhlicher Zechgemeinschaft von Männlein und Weiblein ab, deren rauschhafte Ausgelassenheit freilich nur allzuoft in Aufruhr umschlug. Mit der Neuzeit begann die Verdrängung der Frauen von Straßen und Plätzen. Allenfalls am Marktstand oder am Brunnen fanden sie, immer mit ihrer Arbeit verbunden, Nischen außerhäuslicher Geselligkeit – und eine Art Gegenöffentlichkeit.

Foto: Achim Zweygarth

Allein am Tresen als Frau – Stacheln ausfahren oder flirten?

Trinkende Frauen sind verpönt

4 Die bürgerliche Gesellschaft schloß Frauen aus der Öffentlichkeit aus, machte sie zu Spezialistinnen fürs Familienleben, für feinere Gefühle und Gesittung – und nebenbei auch noch zuständig für die mäßigende Einwirkung auf den Herrn Gemahl. Alkoholkonsum, bei Männern augenzwinkernd toleriert, war bei Frauen deshalb verpönt. Daß diese Tradition im Zeitalter der Gleichberechtigung noch keineswegs erloschen ist, wurde mir eindrücklich vor Augen geführt, als ein Betrunkener, dessen Ausfälligkeiten ich mir verbeten hatte, sich mit dem Argument „Nette Mädla trinket koin Alkohol" wieder ins Recht gesetzt zu haben glaubte.

5 Die „vermännlichte, sexualisierte Öffentlichkeit" und die „Sexualisierung des weiblichen Körpers im öffentlichen Raum", denen Beneders Untersuchung am „Männerort Gasthaus" nachgeht, betrifft nicht nur die Besucherinnen, sondern vor allem die Bedienung: „Im Kellner sieht man eher die technisch perfekt geschulte Servierkraft, die flambieren, filetieren, tranchieren, dekantieren und den Wein degustieren kann. Von der Kellnerin erwartet man eher sinnliche Reize, seien sie sexueller oder unterhaltender Natur, oder mütterliche Eigenschaften."

6 „Das Machtgefälle zwischen zahlendem Gast und bezahlter, mitunter trinkgeldabhängiger Bedienung wird", so Beneder, „neben der Käuflichkeit dieses zwischenmenschlichen Kontakts durch die Unklarheit dieser Beziehung geprägt." In der Vergangenheit führte die Verbindung von ökonomischer Abhängigkeit, kargem Lohn und der Notwendigkeit eines Zuverdienstes nicht selten zur Prostitution. Schankmägde, Kellnerinnen, Barfrauen standen deshalb im Ruf, leichte Mädchen zu sein. Und noch heute glaubt mancher Gast, mit seiner Zeche nicht nur seinen Verzehr, sondern auch die Kellnerin gekauft zu haben, nach der Devise: „Jeder offene Blusenknopf eine Mark Trinkgeld." Anstarren, anzügliche Bemerkungen, sexistische Witze der alkoholisierten Gäste gegenüber der Kellnerin oder auch handgreifliche Belästigungen sind in der Bedienungssituation schon angelegt. Dagegen, meint Beneder, gebe es nur ein Mittel: vordringen in das Männerterritorium.

7 Mancherorts sind die Anfänge schon gemacht. In meiner Stammkneipe unterhielten sich kürzlich zwei Männer über den Verbleib eines dritten: „Der geht jetzt immer ins Mephisto (Name geändert). Dort bedienen nicht solche Emanzen. Da trinkt er seine drei, vier Bier und kann seine Machosprüche absondern. Die lassen ihn halt reden. Hier kann er so was nicht bringen." Und wo solche Typen den Rückzieher machen, wird das Kneipenklima frauenfreundlicher – durchaus zum Wohl der Wirtschaft.

Beatrix Beneder: „Männerort Gasthaus?" Campus Verlag, 192 Seiten, 39,80 Mark

Stuttgarter Zeitung, 18.7.1998

Einde

Beschikbaar gesteld door Stichting Studiebegeleiding Leiden (SSL).
Voor alle eindexamens, zie www.alleexamens.nl. Voor de perfecte voorbereiding op je eindexamen, zie www.sslleiden.nl.